

Linda Ladd

TEUFELSOPFER



Weltbild

Teufelsopfer

Die Autorin

Linda Ladd ist die erfolgreiche Autorin nervenaufreibender Psychothriller. Seit 1984 hat sie 21 Romane veröffentlicht, die Gesamtauflage ihrer Titel umfasst mehr als drei Millionen Exemplare. Linda Ladd hat zwei erwachsene Kinder und lebt mit ihrem Mann in Missouri.

Mehr über die Autorin erfahren Sie unter www.lindaladd.com.

Linda Ladd

Teufelsopfer

Thriller

Aus dem Amerikanischen von
Annette Nau

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel *Devil Dead* bei
Kensington Publishing Corp., New York

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2015 by Linda Ladd

Published by Arrangement with Kensington Publishing Corp., New York, NY, USA

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG,

Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Übersetzung: Annette Nau

Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bay

Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München

Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© Vera Petruk; © s-ts)

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU

ISBN 978-3-95973-321-2

2020 2019 2018 2017

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Prolog

Hexenpfad

Irgendetwas Furchterregendes hatte das kleine Mädchen aufgeweckt. Anfangs war sie sich nicht sicher, was es war. Zitternd vor Angst zog sie ihre Bettdecke hoch und vergrub ihr Gesicht in dem weichen, abgenutzten Quilt, den ihre Granny genäht hatte, bevor die Engel gekommen und mit ihrer Seele davongeschwebt waren. Nach einer Weile hob sie mit klopfendem Herzen ihren Blick und betrachtete die tiefen Schatten, die über die Wände ihres Zimmers krochen. Sie wirkten wie große schwarze Bären oder böse Kobolde, die nur darauf warteten, auf ihr Bett zu springen und ihre Krallen in sie zu schlagen. Vielleicht waren es aber auch Monster, die sich in den dunklen Ecken versteckten und dieses unheimliche Knurren und Kratzen von sich gaben.

Überall waren Schatten. Sie wurden von dem riesigen Vollmond an die Wände geworfen, der hell in ihr Zimmer strahlte. Er hing knapp über den Zypressen, die am Rande des sumpfigen Flussarms hinter ihrem Haus standen. Der Wind rüttelte an den Ästen der Bäume und ließ dunkle Kreaturen um ihr Bett herumkrabbeln. Sie sahen aus wie große haarige Spinnen mit langen dünnen Beinen, die die Wände hinauf- und hinunterhuschten, genau wie die Spinnen, die sie draußen im Sumpf in ihren riesigen seidigen Netzen beobachtet hatte. Ihre Muskeln verkrampften sich, während sie ihnen zusah, und wieder überkam sie Furcht.

Sie rührte sich nicht und wagte kaum zu atmen. Das kleine Mickey-Maus-Nachtlicht neben ihrem Bett gab nicht genug Licht ab, um zu erkennen, was sich in der Dunkelheit verbarg, und sie hatte Angst, dass etwas Schreckliches, Furchtbares dort auf sie lauerte.

Dann hörte sie das Klackern von Krallen auf dem Holzboden. Sie setzte sich auf und fühlte sich augenblicklich besser. Das war ihr Hund, und er war bei ihr im Zimmer. Gott sei Dank. Ihr großer Schäferhund namens Spirit verursachte diese unheimlichen Geräusche. Jetzt fing er an zu knurren und an der Tür zu kratzen. Das tat er sonst nie, deshalb wusste sie sofort, dass etwas nicht stimmte. Sie liebte Spirit so sehr. Sein Fell war fast ganz schwarz, mit ein paar wenigen braunen und grauen Stellen am Kopf. Er schlief immer auf dem kleinen blauen Flickenteppich neben ihrem Bett, die ganze Nacht, jede Nacht, ohne einen Ton von sich zu geben. Doch heute Nacht war er nervös, und ganz offensichtlich wollte er etwas.

Mommy hatte ihr immer gesagt, dass Spirit ihr wahrer Beschützer sei, den die Mondgöttin und der Gehörnte Gott bei seiner Geburt gesegnet hätten. Sie sagte, das kleine Mädchen müsse keine Angst haben, da er die Monster und bösen Geister, die in der Nacht durch den Sumpf hinter ihrem Haus streiften, verjage. Ihre Mommy log nie, wirklich niemals, deshalb wusste sie, dass es so war. Doch in diesem Moment wollte Spirit unbedingt nach draußen. Sie fragte sich, was er da wollte und warum er so winselte. Vielleicht ging es ihm nicht gut, wie das eine Mal, als Mommy ihn zu der Lady gebracht hatte, die ein Stück den Fluss hinunter wohnte und wusste, wie man kranke Hunde wieder

gesund machte. Aber eigentlich spielte es keine Rolle, weil sie einfach nur froh darüber war, dass er kein böses Monster war, das sie schnappen und fressen wollte, wie es laut ihrer Mommy einige der furchterregenden Sumpfmonster taten.

»Schsch, Spirit, sei leise, du böser, böser Hund. Sonst hört dich Mommy, und dann bekommst du mächtig Ärger, hörst du, Spirit? Sie wird dich in den Garten rausbringen, und dann bin ich ganz allein hier drin!«

Spirit drehte seinen großen Kopf zu ihr. Er war in absoluter Alarmbereitschaft, die angespannten Muskeln in seinen Schultern traten hervor, seine Ohren waren aufgerichtet. Sie konnte sehen, dass das Fell in seinem Nacken aufgestellt war. Der Hund knurrte erneut, ein langgezogener, unheimlicher Laut, dann tappte er zurück zu ihrem Bett. Er ließ seine lange schwarze Schnauze aufs Leintuch neben ihrem Kissen sinken. Sie legte ihre Hand auf seinen Kopf, an die Stelle, wo sein Fell ganz weich war, und kraulte ihn über seinen Augen.

»Was ist los, Spirit? Was soll ich tun? Wir sollten eigentlich schlafen, das weißt du. Mommy wird böse auf dich sein, weil du mich geweckt hast.«

Spirit hörte ihr zu, seine großen dunklen Augen auf ihr Gesicht gerichtet, doch dann rannte er zurück zur Tür. Dort blieb er stehen und scharrte winselnd daran. Vielleicht musste er mal. Vielleicht war es das. Sie schlug das weiße Leintuch und den pink-blauen Quilt zurück und schwang ihre Beine über die Bettkante. Dann schlüpfte sie in ihre Hausschuhe, die aussahen wie zwei kleine weiße Lämmchen. Auf Zehenspitzen schlich sie zur Tür. Mami durfte sie auf keinen Fall hören. Sie bekam schlechte Laune, wenn sie sie vor Mittag

aufweckten. Das war die Zeit, zu der sie normalerweise aufstand, vor allem an Tagen, die auf Vollmondnächten wie diese folgten. Ihre arme Mommy bekam nie viel Schlaf. Manchmal blieb sie die ganze Nacht auf und dann lag sie den ganzen nächsten Tag im Bett. Dann musste Spirit sich um das kleine Mädchen kümmern, auf sie aufpassen und jeden anbellen, der die Stufen zur hinteren Veranda hochstieg oder an der Vordertür klopfte. Dann musste das kleine Mädchen rennen und sich in ihrem Schrank verstecken, weil sie nie, nie, nie einem Fremden die Tür öffnen durfte.

Nicht sicher, was sie tun sollte, beugte sie sich hinunter und flüsterte leise in das Ohr des großen Hundes. »Okay, ich mach die Tür auf, hörst du, Spirit? Aber du musst ganz leise sein, klar? Du musst ganz, ganz leise sein, sonst kriegen wir beide riesigen Ärger mit Mommy.«

Spirit hechelte jetzt heftig und sabberte auf den Boden. Seine lange rosa Zunge hing ihm aus dem Maul und ließ seinen Speichel überall heruntropfen. Sie dachte, dass er ziemlich durstig sein musste. Er brauchte einfach nur eine große Schüssel Wasser. Also drehte sie den Türkopf und zog die Tür einen winzigen Spalt auf. Der Flur des oberen Stockwerks war dunkel und still, deshalb trat sie nach draußen. Sie blickte zum Schlafzimmer ihrer Mommy. Die Tür war geschlossen. Kein Licht drang unter ihr hervor. Also war es okay.

Bevor sie nach Spirits schwarzem Lederhalsband greifen konnte, quetschte sich der Schäferhund an ihr vorbei und rannte den Flur entlang. So schnell er konnte sprang er die Treppe hinunter, also musste er sehr, sehr durstig sein. Er flitzte schnurstracks in die Küche, wo Mommy seine Was-

serschüssel in der Vorratskammer aufbewahrte. Sie folgte ihm auf Zehenspitzen. Wie immer, wenn das Haus so dunkel und knarzig war, war sie voller Angst, auch wenn sie bald schon neun Jahre alt wurde. Der Mond ließ noch immer sein milchiges, unheimliches Licht durch die unverhüllten Fenster fluten, sodass auch hier diese dünnen Spinnen auf dem alten Holzboden herumtanzten.

Sie konnte hören, wie Spirit Wasser aus seiner Schüssel schlürfte und schlabberte. Sie warf einen Blick die dunkle Treppe hinauf und sah, dass niemand ihnen gefolgt war. Alles war absolut still, bis auf die Zweige, die an den Fensterscheiben kratzten. Dann hörte sie plötzlich ein anderes Geräusch, ein weit entferntes Stöhnen, das so ähnlich klang wie das, das Spirit von sich gab, wenn er Angst hatte. Aber es hörte sich nicht nach einem Hund an, es hörte sich an wie ein Mensch. Sie schlich zur Hintertür. Oh-oh – Mommy hatte vergessen, sie abzuschließen. Draußen wurde das Stöhnen lauter. Es kam von Mommys geheimem Ort, weit draußen im Sumpf hinter der Scheune. Das kleine Mädchen war noch nie dort gewesen. Mommy hatte gesagt, es sei ihr eigener Ort, ihr Heiligtum, wo sie zu ihren Göttern und Göttinnen und den Geistern des Waldes und des Sumpfes betete. Mommy sagte, dass nur Erwachsene zum Heiligtum gehen durften.

Das kleine Mädchen stand einen Moment lang einfach nur da. Was ging da draußen so spät noch vor sich? Es klang wie Mommys Stimme, die ganz tief und richtig gespenstisch vor sich hinleierte. Was machte ihre Mommy da? Oder war jemand anderes da draußen, der diese merkwürdigen Töne von sich gab?

Immer noch zu verängstigt, um in die dunkle Nacht hinauszugehen, lauschte sie eine Weile, bis die kühle Nachtluft sie in ihrem pinken Cinderella-Nachthemd zum Zittern brachte. Das Summen und Zirpen der Grillen und Zikaden klang wie das statische Rauschen, das Mommys altes Radio an stürmischen Abenden von sich gab. Dann und wann erklang das laute Quaken von Laubfröschen. Sie versteckten sich alle in dem undurchdringlichen Unterholz, das den Garten umgab, und hüpfen irgendwo herum, wo sie sie nicht sehen konnte. Mommy sagte, die Tiere würden sich da draußen verstecken und kleine Kinder beobachten. Es war ganz sicher nicht ungefährlich, nachts hinauszugehen, besonders für kleine Mädchen.

Sie hatte sich immer dran gehalten und war im Haus geblieben, weil sie ein wirklich braves kleines Mädchen war und immer tat, was sie sollte. Manche Dinge verstand sie nicht. Es fiel ihr schwer, länger über eine Sache nachzudenken oder sich an Dinge zu erinnern, an die sie sich erinnern sollte. Besonders, wenn große Wörter darin vorkamen und es lange dauerte, sie auszusprechen. Mami sagte, das liege daran, dass sie ein einfaches Gemüt habe, und dass sie nichts dagegen tun könne. Es mache sie zu einem ganz besonderen Kind und so.

Bevor sie ihn davon abhalten konnte, drängte Spirit sich an ihren Beinen vorbei. Er stürmte über die hintere Veranda und stieß die Fliegengittertür mit seiner Schnauze auf. Dann sprang er die Stufen hinab und rannte in Richtung Heiligtum. Vielleicht wusste er, dass Mommy da draußen war. Er liebte Mommy so sehr, weil sie ihn schon als ganz kleinen Welpen bekommen und großgezogen hatte. Immer

noch zögernd blieb sie in der halb geöffneten Hintertür stehen und überlegte, was sie tun sollte. Sie hatte furchtbare Angst.

Schließlich stieg sie die Stufen der Veranda hinunter, durchquerte den Garten, umrundete die große Scheune und gelangte zu dem schmalen Kiesweg, den Mommy immer entlangging, wenn sie zu den Göttern beten wollte. Der Boden fühlte sich uneben an unter ihren Hausschuhen und war voller Unkraut, trockenem Laub und Steinen. Sie konnte den für stehende Gewässer typischen fischigen Geruch riechen, der aus dem Sumpf aufstieg. Der Mond schien immer noch hell genug, um etwas erkennen, und sie kannte den Weg zum Heiligtum sehr genau, auch wenn sie es noch nie betreten hatte.

Mommys Heiligtum lag weit draußen im Wald, ungefähr in der Mitte zwischen ihrem Haus und der Grundstücksgrenze ihrer Nachbarin, dort, wo die Lebaseichen und Weiden besonders dicht standen. Die tief herunterhängenden Wedel der Weiden und das vorhangartige graue Moos an den Ästen der Eichen verbargen es fast gänzlich. Der Weg war ziemlich weit, und als sie schließlich am Heiligtum ankam, war Spirit schon dort und wartete direkt vor der Tür. Es war nicht so groß wie ihre Scheune, aber fast so groß. Allerdings hatte es keine Fenster, nicht ein einziges, nur eine kleine Vordertür und eine Hintertür, an denen große eiserne Vorhängeschlösser und Ketten an den Griffen hingen. Doch jetzt baumelte das Schloss offen an seiner Kette. Spirit winselte und versuchte, die Tür mit seiner Schnauze aufzustoßen.

Das furchterregende Stöhnen war jetzt sehr laut. Und es

war ganz sicher die Stimme ihrer Mommy. Sie wiederholte immer dasselbe Wort, immer und immer wieder, ein Wort, das das kleine Mädchen nicht verstand und sich anhörte wie *Ummmmmm, ummmmmmm, ummmmmmm*. Sie kniete sich hin und hielt Spirits Halsband fest. Mami klang ein wenig, als ob sie krank wäre. Was, wenn sie verletzt war? Was, wenn sie sich an den Messern geschnitten hatte, die sie benutzte, um Tiere zu häuten, oder mit dem gravierten Silbermesser, das sie in der mit rotem Samt überzogenen Schachtel im obersten Fach ihres Schrankes aufbewahrte? Vielleicht war das der Grund, warum Spirit so aufgebracht und nervös war. Hatte er nicht genauso reagiert, als das kleine Mädchen hingefallen war und sich das Knie blutig geschlagen hatte? Sie hob den Riegel an und drückte die Tür auf, aber nur einen kleinen Spalt breit.

Ihre Augen weiteten sich vor Staunen und Entzücken, und sie schnappte nach Luft. Nie zuvor hatte sie etwas so Schönes gesehen. Überall leuchteten bunte Kerzen in großen, mit Sand gefüllten Einmachgläsern. Sie standen auf dem schmutzigen Boden und auf den Sprossen der Leiter, die zu einem Hängeboden führten, und oben an dessen Rand entlang. Es waren mehr, als sie je in ihrem Leben gesehen hatte. Die Flammen waren groß und standen gerade nach oben, bis der Luftzug von der offenen Tür sie zum Flackern brachte, und es sah aus, als ob sie alle gemeinsam tanzen würden.

Der große Hund drückte sich an ihr vorbei und lief direkt zu der großen weißen Badewanne, die auf einer Art Podest stand. In der Badewanne saß ihre Mommy. Ihr Kopf lag auf dem Rand der Wanne, ihre langen dunklen Locken

hingen heraus und berührten beinahe den Boden. Sie gab immer noch diese tiefen, gutturalen Laute von sich. Plötzlich überkam das kleine Mädchen Panik. Was, wenn Mommy sie bestrafte, weil sie zum Heiligtum gekommen war? Sie kniete nieder, bewegte sich nicht, sah einfach nur zu und hoffte, ihre Mommy würde sie nicht ohrfeigen, wie sie es manchmal tat, wenn sie sehr wütend war. Jetzt wünschte sie, sie hätte sich an Mommys Regeln gehalten und wäre nicht zum Heiligtum gekommen. Wenn Mommy sie sah, steckte sie in großen Schwierigkeiten.

Aber am allermeisten fürchtete sie sich davor, dass ihre Mommy wieder durchdrehen könnte.

Detective Claire Morgan setzte sich auf ihrer Liege auf, auf der sie im Schatten einer mit Palmblättern gedeckten Hütte vor sich hin gedöst hatte. Sie war vollkommen entspannt und im Reinen mit sich und der Welt. Sie lauschte den Wellen, die unaufhörlich vor ihr an den Strand brandeten, und streckte sich genüsslich. Dann öffnete sie ihre verschlafenen Augen und blickte die lange hölzerne Pier entlang, die bis weit hinter die Wellenbrecher ins Meer hinausragte. Das Tiefblau des Südpazifiks erstreckte sich bis zum Horizont – ein Panorama von unglaublicher tropischer Schönheit.

Nach einem besonders traumatischen Mordfall, bei dem sie von einem geisteskranken Serienmörder als Boxsack benutzt worden war, hatte sie sich einen langen, bezahlten Erholungsurlaub verdient. Nicholas Black, ihr Liebhaber und seit Kurzem auch offiziell Verlobter, hatte beschlossen, dass sie sich eine Auszeit nehmen sollten, und sie kurzerhand in seinen Privatjet verfrachtet. Fünftausend Meilen später waren sie auf Motu Teta gelandet, das sich als die herrlichste kleine Privatinsel des Rangiroa-Atolls in Tahiti entpuppt hatte. Es lag genau in der Mitte von Französisch-Polynesien, das wiederum genau in der Mitte des schon erwähnten Südpazifiks lag. Nach ihrer Ankunft hatte Nicholas erklärt, dass sie dieses Paradies nie wieder verlassen würden.

Sie hatte keinen Einspruch erhoben – zumindest noch nicht. Tahiti war seinem Ruf als Himmel auf Erden ganz sicher gerecht geworden, wenn es ihn nicht sogar noch über-

troffen hatte. Seit zwei Monaten schliefen sie bei weit geöffneten Türen und Fenstern in der warmen tropischen Brise, vergnügten sich im sonnenbeschienenen Meer und liebten sich in ihrer eigenen kleinen Villa in ihrem eigenen kleinen Paradies auf Erden. Ungestört genossen und erforschten sie die Flora und Fauna der drei Meilen langen Insel, die Black für sie allein gemietet hatte, damit sie sich erholen und zumindest etwas von dem, was ihr widerfahren war, vergessen konnte.

Ihr Haupthaus war eine entzückende, großzügige Villa, die den wohlverdienten Namen »Bungalow Royale« trug. Und das Allerbeste: Jeden Abend kam ein Gourmetkoch in einem Boot angefahren, um ihnen ein Schlemmermenü und ein Picknick für den nächsten Tag zuzubereiten. Danach machte er die Küche sauber, füllte ihre Vorräte auf und fuhr in seinem Boot wieder davon. So etwas nannte man wohl absoluten Luxus. Keine anderen Menschen, keine Autos, keine Morde, kein Tod, keine blutigen Tatorte und vor allem kein Irrer, der einen mit einem Hammer und/oder Baseballschläger vermöbelte. Was wollte man mehr?

Claire seufzte zufrieden. Sie fühlte sich so entspannt und locker, dass sie es kaum schaffte, auch nur einen Muskel zu bewegen. Nicht, dass sie das wollte. Aber sie vermisste ihren Liebsten, also drehte sie ihren Kopf, schirmte ihre Augen mit der Hand ab und spähte über den in einem sanften Bogen verlaufenden goldgelben Strand zu dem Punkt, wo sich die Wellen mit unglaublicher Kraft brachen. Black war immer noch dort und hatte anscheinend einen Heidenspaß auf seinem Surfbrett. Im Moment befand er sich weit

draußen hinter der Brandung und saß auf seinem großen rotgelben Surfbrett, das sich mit den Wellen hob und senkte. Sein nasses schwarzes Haar hatte er aus dem Gesicht gestrichen, sein muskulöser Oberkörper war sonnengebräunt und mehr als eindrucksvoll. Offensichtlich wartete er auf die richtige Welle. Er war ein begnadeter Wellenreiter und betrieb dieses Hobby, wie alles andere, was er tat, mit großer Eleganz und männlicher Selbstsicherheit. Ja, er war ein echter Prachtkerl.

Während ihres wunderbaren Aufenthalts auf der Insel hatte er sie dazu überredet, Surfen zu lernen, was bedeutete, dass sie sich auf ihrem ebenfalls rotgelben Surfbrett hochstemmen und darauf stehen bleiben musste, bis sie den Strand erreicht hatte. Dies war ein Kunststück, zu dem sie sich nicht in der Lage sah, vor allem, wenn man ihre panische Angst vor menschenfressenden Haien in Betracht zog. Gut möglich, dass sie genau in diesem Moment da draußen ihre Kreise zogen und nur darauf warteten, dass ihnen ein schmackhaftes Mittagessen, bestehend aus einem berühmten amerikanischen Psychiater namens Nicholas Black, vor die Nase paddelte.

Wie jeder andere Tag, seit sie in Tahiti waren, war auch der heutige fantastisch gewesen. Am Morgen waren sie gesegelt und am Nachmittag getaucht, bis sie sich mit ihrem Sonnenbrand in den Schatten der Hütte auf der ruhigeren Seite der halbmondförmigen Bucht zurückgezogen hatte. Black konnte es noch ewig da draußen aushalten. Der Mann hatte Ausdauer, keine Frage, und er war ein begeisterter Surfer. Claire machte es sich wieder bequem, schloss zufrieden die Augen und schlief wieder ein, dankbar für die Ruhe,

den Frieden, das Wispern des Passatwinds und die wohlige Wärme, die sie umgab.

Nach einer Weile wachte sie wieder auf und lauschte dem inzwischen vertrauten Rauschen des Ozeans. Sie lag auf ihrem weichen Polster, lauschte und freute sich – über Tahiti, über ihre Liebe zu Black, über das Leben. In diesem Moment war sie einfach nur glücklich. Und auch Black war glücklich, so glücklich wie noch nie in seinem Leben. Er liebte diese Insel und würde vielleicht tatsächlich für immer hierbleiben, wie er verkündet hatte, wenn die Entscheidung über ihre Zukunft allein in seinen Händen läge. Im Gegensatz zu ihm war Claire aber nun bereit, wieder nach Hause zu fliegen und ins wahre Leben, mit all seinen Risiken, die es mit sich brachte, zurückzukehren. Sie hatte viel Zeit gehabt, um über das nachzudenken, was sie als Nächstes tun wollte, was sie Blacks Meinung nach als Nächstes tun sollte und was das Beste für ihrer beider Zukunft war. Sie hatte ein paar schwierige Entscheidungen getroffen, während sie die vergangenen Tage und Wochen genossen hatte, jetzt musste sie nur noch ihn darüber in Kenntnis setzen. Die Gelegenheit dazu bekam sie etwa zwanzig Minuten später, als er erschöpft vom Kampf mit den Wellen die Pier entlangkam und sich neben ihr auf die Kissen fallen ließ.

»Hallo, Schatz, ich bin wieder zu Hause«, sagte er, streckte seine Arme nach ihr aus und zog sie an sich.

»Hör auf, du bist ganz nass und kalt.« Doch sie musste lachen, als er sein Gesicht an ihrem Hals vergrub. Er rasierte sich nicht mehr jeden Tag und seine Wangen waren ganz kratzig.

»Du solltest mit mir hinauskommen, Claire. Die Wellen sind großartig.«

»Ja, ich hab sie gesehen. Auf mich wirken sie eher bedrohlich, aber ich muss sagen, dass du eine sehr gute Figur machst auf deinem Surfbrett.«

Black grinste und küsste sie auf die Wange. Dann drehte er sich auf den Rücken, stieß einen tiefen Seufzer aus und schloss die Augen. Claire legte sich auf die Seite und stützte ihren Kopf in die Hand, sodass sie ihn betrachten konnte. Er wirkte so entspannt. In nassem Zustand sahen seine Haare noch dunkler aus als sonst, und so braungebrannt und muskulös, wie er war, wirkte er attraktiver denn je. Vielleicht sollte sie noch etwas warten und ihm seinen Spaß gönnen, bevor sie ein solch ernstes Thema ansprach. Vielleicht aber auch nicht. Vielleicht war die Zeit gekommen. Es hatte keinen Sinn, noch länger zu warten.

»Hör zu, Black. Ich hatte hier ziemlich viel Zeit zum Nachdenken. Und das habe ich auch ausgiebig getan.«

Er hielt seine Augen geschlossen, drehte noch nicht einmal seinen Kopf. »Gut. Ich hatte gehofft, dass du das tust. Dieser Ort eignet sich ausgezeichnet, um in sich zu gehen.«

»Ich habe ein paar Entscheidungen getroffen.«

Nun hatte sie seine ungeteilte Aufmerksamkeit. Er öffnete seine tiefblauen Augen, drehte sich auf die Seite und stützte seinen Kopf in die Hand, sodass sie sich direkt gegenüberlagen. Forschend blickte er in ihr Gesicht. »Was für Entscheidungen?«

»Erstens: Ich bin bereit, wieder nach Hause zu gehen.«

Zuerst spiegelte sich Überraschung in seinem Gesicht, dann erschien ein Stirnrunzeln, das aber fast sofort wieder verschwand. Er sagte: »Ich dachte, dir gefällt es hier. Ich dachte, du fühlst dich hier wohl.«

»So ist es ja auch. Das waren die besten zwei Monate meines Lebens.«

Das zauberte ein Lächeln auf sein Gesicht. »Dann lass uns doch einfach noch eine Weile hierbleiben, einen Monat vielleicht, nur wir beide. Niemand, der uns stört. Wir ganz allein im Paradies. Wie die Flitterwochen, die ich mir immer für uns erträumt habe.«

»Man muss erst heiraten, bevor man in die Flitterwochen gehen kann.«

»Gut, streu ruhig Salz in die Wunde, nur zu. Aber zumindest trägst du jetzt deinen Verlobungsring. Das ist immerhin schon etwas.«

Claire lächelte ihm zu, wurde aber gleich wieder ernst. »Ich muss wirklich zurück an die Arbeit.«

Das brachte ihr einen tiefen Seufzer ein. »Wenn ich mich recht erinnere, bist du krankgeschrieben. Charlie hat gesagt, du sollst dir so viel Zeit nehmen, wie du brauchst.«

»Nun, das habe ich getan. Jetzt ist April, und ich bin wieder vollkommen gesund. Meine Blutergüsse und Schwellungen sind längst verschwunden, und ich vermisse meine Arbeit.«

»Ich nicht.«

»Wirklich? Vielleicht liegt das daran, dass du gar nicht aufgehört hast zu arbeiten, seit wir hier sind. Du hast jeden Morgen Telefonkonferenzen, während ich am Strand joggen bin. Tag und Nacht rufen sie dich wegen irgendwelchen Notfällen aus deiner Psychiatrie an. Ich hab meine Arbeit nicht hier, und ich vermisse sie.«

»Du bist schwer misshandelt worden und hast dich gerade erst davon erholt. Du brauchst mehr Zeit, um darüber hinwegzukommen, körperlich wie seelisch.«

»Ich bin darüber hinweg. Ich vermisse meine Freunde. Ich vermisse mein Haus. Ich vermisse alles, was ich zurückgelassen habe. Ich vermisse meinen Job.«

»Und genau da liegt das Problem. Dein Job.«

»Vielleicht auch nicht.«

Black horchte auf. »Nein?«

»Nun, zum einen habe ich beschlossen, meinen Job zu kündigen und mich als Privatdetektivin selbstständig zu machen.«

Zuerst wirkte er zutiefst geschockt, doch dann erschien ein breites Lächeln, umrahmt von den tiefsten Grübchen, die sie je bei einem Menschen gesehen hatte, auf seinem Gesicht. Er sah richtig euphorisch aus. »Im Ernst? Das willst du wirklich tun?«

»Ich habe lange darüber nachgedacht, und ich bin zu dem Schluss gekommen, dass es das Beste für uns beide ist.«

»Oh, Gott sei Dank! Endlich, endlich bist du zur Vernunft gekommen.«

Claire musste lächeln. Aber sie meinte es ernst, und sie wollte, dass er sie ernst nahm. »Bei meinem letzten Fall dachte ich, ich würde sterben – du weißt, wie schlimm es war. Ich habe es akzeptiert, als ich allein im Dunkeln da draußen im Schnee lag. Ich dachte, ich würde erfrieren, bevor mich jemand findet.« Sie hielt inne. Es fiel ihr schwer, an diese letzten Minuten, bevor sie das Bewusstsein verloren hatte, zu denken. Sie versuchte, die schrecklichen Erinnerungen aus ihrem Kopf zu verdrängen. »Auf jeden Fall habe ich erkannt, dass ich nicht sterben will, noch nicht. Ich will auch nicht, dass mir so etwas Furchtbares noch einmal widerfährt. Diese Nacht hat einen tiefen Eindruck hinterlassen.«

»Du kommst besser damit klar, als die meisten Menschen es tun würden. Es tut mir nur so leid, dass es dir passieren musste.«

»Ich werde dein Angebot annehmen, mich finanziell dabei zu unterstützen, eine Privatdetektei zu eröffnen, aber es gibt ein paar Bedingungen. Ein paar Grundregeln. Hast du das verstanden?«

Black grinste. »Oh ja, ich hab mir gedacht, dass das passieren wird. Alles, was du willst. Du musst es nur sagen.«

»Gut. Du musst mir die Verantwortung überlassen. Ich bin der Boss. Ich treffe die Entscheidungen. Ich entscheide, welche Fälle ich annehme, ich entscheide, mit wem und wie ich arbeite. Deine Ratschläge sind willkommen, aber ich habe das Sagen.«

Black grinste noch immer und nickte. »Alles klar. Kein Problem. Claire Morgan, Privatdetektivin. Das gefällt mir.«

»Mh-mh. Mein Name ist viel zu bekannt. Ich bin mir sicher, dass ich das nicht mehr brauche. Ich habe schon einen Firmennamen im Sinn. Etwas ganz einfaches.«

»Ja? Was denn?«

»INTEL.« Sie beobachtete ihn genau, gespannt, ob er es gut fand.

Black überlegte einen Moment. »Kurz und prägnant, einfach zu merken. Ich kann dir innerhalb weniger Tage ein Firmenlogo entwerfen und Visitenkarten drucken lassen. Ich beauftrage meine PR-Leute, Vorschläge für Werbeanzeigen und Fernsehspots zu machen.«

»Du hörst mir nicht genau zu, Black. Ich habe gerade gesagt, dass ich alles ganz einfach und ruhig halten will. Ich will es unkompliziert. Keine Werbung.«

Black starrte sie verblüfft an. »Keine Werbung? Überhaupt keine? Warum nicht? Wie willst du dann an Klienten kommen?«

»Richtig. Keine Anzeigen, keine TV- oder Radiospots, rein gar nichts. Ich will, dass das alles ganz heimlich, still und leise passiert.«

»Dann muss ich dich noch mal fragen: Wie genau bekommst du deine Fälle?«

»Mund-zu-Mund-Propaganda, Freunde, die Hilfe brauchen, so in der Art. Durch Empfehlungen von deinen oder meinen Kollegen und Freunden.«

»In Ordnung. Was immer du willst.«

»Und ich will größtenteils kostenlos arbeiten, ganz ohne Honorar. Vor allem, wenn der Klient wenig Geld hat. Denn ich weiß nur zu gut, wie das ist.«

Black runzelte die Stirn. »Hm, da bin ich mir nicht so ganz sicher. Ich bin ein Geschäftsmann, Claire. Du willst schon damit Geld verdienen, oder?«

Claire fuhr fort, ohne auf seine letzte Frage einzugehen. »Und ich werde weiterhin als Beraterin für das Canton County Sheriff's Department arbeiten. Wenn Charly mich lässt. Ich werde mich nur eine Weile freistellen lassen, um alles zu regeln und zu sehen, wie mir die Selbstständigkeit gefällt. Dann kann ich Bud und Charly als Sonderermittlerin unterstützen, wenn sie mich bei einem Mordfall brauchen. Das Gleiche gilt für Russ Friedewald und Zee Jackson vom Lafourche Parish. Wenn sie mich brauchen, will ich für sie da sein.«

»Kein Problem. Die Details können wir später noch ausarbeiten. Wir werden die Sache angehen, sobald wir wieder

zu Hause sind.« Er machte eine Pause und betrachtete sie.
»Viel mehr interessiert mich, wann die Hochzeit sein soll.«

Claire hatte sich schon gefragt, wann er dieses Thema ansprechen würde. Seit ihrer Ankunft hatte sie nur darauf gewartet, aber er hatte bis jetzt kein einziges Wort über die Hochzeit verloren. »Nun, auch darüber habe ich nachgedacht.«

»Oh Gott, ist dies tatsächlich der Tag, auf den ich so lange gewartet habe? Wann ist es so weit? Morgen vielleicht? Wir könnten nach Papeete fliegen, heiraten und als Mann und Frau nach Hause zurückkehren.«

»Ich dachte eher irgendwann diesen Sommer, vielleicht so um den vierten Juli rum.«

»Das ist noch viel zu lange hin.«

»Falls du dich daran erinnerst, und du bist doch so romantisch veranlagt, ist das die Zeit, in der wir uns zum ersten Mal begegnet sind. Außerdem hab ich dann genug Luft, um alles zu planen.«

»Ich würde es lieber hier und jetzt tun, aber ich nehme, was ich kriegen kann. Also Juli, wenn es das ist, was du willst.«

»Okay, eine Sache noch. Laurie Dale und Nancy Gill werden mir bei den Hochzeitsvorbereitungen helfen, und sie sagen, wir brauchen Musik. Du musst ein Lied für die Trauung aussuchen. Eins, das dich an uns erinnert. Unser Lied, sozusagen.«

»Wie wär's mit dem Hochzeitsmarsch?«

»Nein, nein, etwas, das zu uns passt. Als Paar. Ein normaler Song.«

»»Here Comes the Bride?««

Claire lachte. »Hör auf, Black. Ich meine es ernst.«

Black schien zu überlegen, aber nur für einen Moment. »Unchained Melody«. Das ist es. Mein Lieblingssong.«

»Okay. Wie geht der?«

»Du weißt nicht, wie ›Unchained Melody‹ geht? Von den Righteous Brothers? Guter Gott, Claire, hast du je in deinem Leben Radio gehört?«

»Ich hab keine Zeit, um herumzusitzen und Radio zu hören. Bei dem Lärm kann ich nicht richtig über meine Fälle nachdenken.« Nein, sie war nicht wirklich romantisch veranlagt, das gab sie zu. Aber er war es, manchmal zumindest, und er war ziemlich gut darin. Er übertrieb es nie und brachte sie auch nie in Verlegenheit, normalerweise war es immer sehr schön, was er sich ausdachte.

Black lächelte nur, dann sang er ihr ein paar Zeilen des Songs vor, ganz leise, und zugegebenermaßen klang er gar nicht so schlecht. Ziemlich schnulzig natürlich, aber wirklich nicht schlecht.

Claire schüttelte lachend den Kopf. »Ich weiß nicht, Black. Das klingt wirklich verdammt kitschig. Als ob wir achttausend Meilen entfernt voneinander wohnen würden und ich dich hassen würde.«

Black hörte augenblicklich auf zu singen. Sein Lächeln erstarb, seine Grübchen verschwanden und er wurde sehr ernst. Er sprach den Songtext weiter, mit Tränen in den Augen und auf eine Art, die auch sie sofort ernst werden ließ.

Sie starrten sich beide an. Claire war völlig überrumpelt von seinem plötzlichen Stimmungsumschwung.

»Sag mir, dass du keine kalten Füße bekommen hast, Claire.«

Auch das hatte sie nicht erwartet. Aber sie hatte sich in der Vergangenheit tatsächlich etwas gegen eine Heirat gesträubt, deshalb konnte sie seine Frage gut verstehen. Aber inzwischen hatte sich das geändert. »Ich habe keine kalten Füße bekommen, und das wird auch bestimmt nicht passieren. Das verspreche ich dir.«

Black lächelte. »Dann ist ja alles gut. Warum kommst du nicht zu mir rüber und zeigst mir, wie sehr du mich liebst?«

Seine gute Laune war zurück, und er zog sie an seine Brust. Damit hatte Claire nicht das geringste Problem. Sie legte ihre Arme um seinen Nacken und küsste ihn. Sie genoss die Nähe genauso wie er. Jetzt war alles geklärt, und sie war glücklich. Glücklich und erleichtert. Auch Black schien zufrieden mit ihren Zukunftsplänen, und sie musste sich nicht länger um das Sorgen machen, was vor ihnen lag. Die Würfel waren gefallen. Sie lag einfach in seinen Armen, genoss die Nähe mit ihm, seine sanften Berührungen, die Gefühle, die er in ihr hervorrief, und ließ Stück für Stück alle Gedanken los, die nichts mit ihm zu tun hatten.

Leider dauerte der Moment ihrer gemeinsamen Verzückung nur kurz. Plötzlich mischte sich das Brummen eines Motorboots in das Brechen der Wellen, ein Geräusch, das auf ihrer abgelegenen Insel sehr ungewöhnlich war. Claire löste sich abrupt aus Blacks Umarmung, setzte sich auf und ließ ihren Blick über das glitzernde Meer schweifen. Sofort sprang ihr innerer Selbstschutzzinstinkt an, von dem sie wusste, dass sie ihn nicht ignorieren durfte. Das hatte sie auf die harte Tour lernen müssen, durch viele furchtbare Erfahrungen. Die Alpträume verfolgten sie wie ihr Schatten an einem Sommernachmittag, deshalb war es schon lange

ihr Motto, dass Vorsicht besser als Nachsicht war. Schließlich entdeckte sie ein großes schwarzes Boot, das mit hohem Tempo direkt auf sie zu fuhr. Was ziemlich sicher nichts Gutes verhiess.

»Das ist wahrscheinlich nur Edward, der kommt, um unser Abendessen zu machen«, meinte Black und streckte seine Hand nach ihr aus. Er schien nicht im Geringsten beunruhigt zu sein. Er war aber auch nicht erst kürzlich von einem Verrückten mit einem Hammer zusammengeslagen worden.

»Nein, das ist er nicht. Das Boot hat einen viel größeren und stärkeren Motor als Edwards Boot. Es klingt ganz anders.«

Kein einziges Mal, seit sie auf Motu Teta waren, hatte sich ein anderes Boot ihrer kleinen Bucht genähert, deshalb wurde nun auch Black hellhörig. Schweigend beobachteten sie, wie das Schnellboot auf das äußere Ende ihrer Pier zu fuhr. Black war nun anscheinend besorgt genug, um das leistungsstarke Fernglas in die Hand zu nehmen, das auf dem Tischchen neben ihm lag.

»Wer ist das, Black? Vielleicht Freunde von dir?«

»Das glaube ich nicht. Kaum jemand weiß, dass wir hier sind. Aber diese Leute sind definitiv hier, um uns zu besuchen.«

Black stand auf und schirmte seine Augen gegen das grelle, orangerote Licht der untergehenden Sonne ab, die eine spektakuläre, eines Leonardo da Vinci würdige Kulisse hinter das Boot malte. »Du bleibst hier. Ich geh da raus und frag sie, was sie wollen. Vielleicht sind es ja nur Leute von der Inselverwaltung, die eine Unterschrift von mir brauchen oder so. Warte hier. Ich kümmere mich drum.«

Claire lehnte sich in den Kissen zurück und sah zu, wie er barfuß in seinen schwarzen Badeshorts die Pier entlangging. Sie hatte ihren blauroten Badeanzug an, den sie sich bei ihrer Ankunft in Papeete gekauft hatte und ihr geeigneter zum Tauchen, Windsurfen und Speerfischen erschienen war als der gelbe String-Bikini, den Black ihr geschenkt hatte. Knappe Bikinis waren nicht wirklich angemessen, um sie in Gesellschaft zu tragen. Besonders nicht, wenn es sich um eine unbekannte Gesellschaft handelte, die mit Vollgas und ohne Einladung auf sie zugerast kam. Sie nahm ihre Glock 19 vom Tischchen neben ihr und zog sie aus dem Lederholster.

Claire hatte schon vor langer Zeit gelernt, dass es klug war, in jeder Situation mit Problemen zu rechnen, egal wie unwahrscheinlich sie auch waren. Deshalb hatte sie ihre Waffe auch immer in Reichweite. Selbst hier, am Ende der Welt, in den unendlichen Weiten des Südpazifiks. Innerhalb weniger Minuten hatte das Boot sein Tempo verringert und näherte sich nun langsam dem Ende ihrer Pier, wo Black es erwartete. Claire stand auf und ließ die Hand mit der Waffe an ihrem Bein herunterhängen. Nach ihrem letzten Fall hatte sie sich geschworen, sich niemals wieder gefangen nehmen zu lassen, von niemandem. So weit würde sie es nie wieder kommen lassen, nicht jetzt und zu keinem anderen Zeitpunkt in der Zukunft. Sie hatte ihre Lektion gelernt. Böse Jungs waren sehr böse. Das Schlechte war sehr schlecht. Und der Tod war sehr für immer.

Die beiden Kerle im Boot warfen Black die Leinen zu. Er fing sie geschickt auf und machte sie an den Pfählen fest. Beide Männer auf dem Boot trugen weiße Baseballkappen, weiße T-Shirts, weiße Hosen und weiße Sneakers. Sie wirk-

ten wie männliche Engel. Sie kletterten aus dem Boot und fingen an, sich wild gestikulierend mit Black zu unterhalten. Plötzlich zogen beide halbautomatische Waffen und zielten damit auf Blacks nackte Brust. Black war schlau genug, sofort seine Hände hochzunehmen, und wurde gezwungen, sich hinzuknien. An diesem Punkt rannte Claire bereits die Pier entlang auf sie zu, ihre eigene Waffe mit beiden Händen direkt auf den Kopf des Mannes gerichtet, der ihr am nächsten stand.

»Waffen fallen lassen!«, schrie sie gegen den Wind und die Brandung an. »Lassen Sie sie fallen! Sofort!«

Die beiden Angreifer warfen ihr einen Blick zu und schienen nicht sonderlich beeindruckt zu sein. Beide hielten ihre Waffen weiterhin auf Blacks Herz gerichtet, den sie offenbar für die größere Gefahr hielten. Falsch gedacht.

Jetzt, da sie näher kam, sah sie, dass die beiden Männer kleiner waren als Black, was nicht viel hieß bei seinen ein Meter fünfundneunzig und an die hundert Kilo, die größtenteils aus harten Muskeln bestanden. Andererseits wirkten beide Männer sehr drahtig und taff. Keiner der beiden war besonders muskulös noch einschüchternd, dennoch schienen sie nicht beunruhigt wegen der Waffe, die sie auf sie gerichtet hatte. Das war ein großer Fehler.

»Ich werde einen von euch töten, bevor ihr auch nur den Abzug drücken könnt«, rief sie. »Legt die Waffen auf den Boden. Ich meine es ernst. Ich erschiefe euch.«

Daraufhin schwenkte der kleinere der beiden Männer seine Pistole in ihre Richtung. Der andere hielt seine weiter auf Black gerichtet. »Wirf deine Waffe ins Wasser, Schwester. Sofort!«, befahl er barsch.

Schwester? Was war er? Ein Möchtegern-Al-Capone? An diesem Punkt wurde ihr klar, dass Blacks Angreifer so etwas nicht zum ersten Mal machte, wahrscheinlich eher regelmäßig, und das, seit er ungefähr acht Jahre alt war. Er wusste, was er tat. Er war kein Polynesier, seinem kurz geschorenen roten Haar, dem passenden Ziegenbart, den kaukasischen Gesichtszügen und dem australischen Akzent nach zu urteilen. Der andere Kerl war weißblond und glatt rasiert, hatte stahlblaue Augen und wirkte genauso skrupellos. Die Frage lautete also, welchen Einwohner Australiens sie oder Black verärgert haben könnte. Okay, zumindest hatten die beiden Australier sie nicht sofort niedergeschossen. Das war ein gutes Zeichen, wenn man mal die Unmengen an schlechten Zeichen außer Acht ließ.

»Ihr solltet mich besser ernst nehmen«, sagte sie. »Ich werde euch erschießen, glaubt mir. Ich werde nicht zögern. Ich habe schon vor langer Zeit aufgehört zu zögern.«

»Wartet! Wartet einen Moment, alle!«, sagte Black, wie immer ruhig und gefasst, selbst im Angesicht dieser bewaffneten Rowdys. Ja, er war so gelassen, selbstsicher und rational, als ob an der Situation nichts Außergewöhnliches wäre. Ganz im Gegensatz zu ihr. Aber er war natürlich auch ein berühmter Seelenklempner, der wusste, wie man gefährliche Situationen entschärfte. Und sie? Sie entschärfte sie für gewöhnlich mit ein oder zwei gut platzierten Kugeln. Etwas, das Black normalerweise nicht guthieß. Dieses Mal hätte er aber vielleicht nichts dagegen, nicht, wenn es sich um seine Brust handelte, die als Zielscheibe erhalten musste.

Friedliebend, wie er war, war Black immer noch eifrig dabei,

zu verhandeln. »Wie wäre es, wenn wir alle erst einmal tief durchatmen? Niemand braucht hier irgendjemanden zu erschießen. Wer seid ihr? Was wollt ihr von uns? Ist das ein Raubüberfall? Dann nehmt euch einfach, was ihr wollt. Wir werden euch nicht daran hindern.«

Da gehst du aber nur von dir aus, Black, dachte Claire.

»Unser Befehl lautet, euch hinaus zur Jacht zu bringen. Der Boss sagte, ihr seid beide gefährlich. Deshalb pfeif die Schlampe zurück oder sie ist diejenige, die am Ende tot ist.«

Schlampe also? Das war ja nun wirklich unangebracht. Tatsächlich war er sogar ziemlich unverschämt. »Das bezweifle ich, mein Freund. Aber wie auch immer, ich werde noch Zeit genug haben, dir den Kopf wegzupusten.« Komischerweise war Claire nun vollkommen ruhig. Vielleicht hatte Blacks Haltung endlich auf sie abgefärbt? Es fühlte sich gut an, wie in den alten Zeiten. Sie hatte eine Pistole in der Hand und diese auf einen bösen Kerl gerichtet. Ja, sie war definitiv bereit, zurück an die Arbeit zu gehen. Es juckte sie im Finger, den Abzug ein paar Mal durchzudrücken, vielleicht auch öfter.

Sie sah dem Rothaarigen in die blauen Augen und wich seinem Blick nicht aus. Sie legte so viel Hass in ihren Blick wie möglich, damit kein Zweifel aufkam, woran er war. Nach zehn Sekunden wandte Crocodile Dundee seinen Blick als Erster ab, aber nur ganz kurz. Vielleicht war er auch nicht auf ein Blutbad aus. Vielleicht war ihm sein Kopf ganz lieb und er wollte, dass er heil blieb. Vielleicht tat es ihm leid, sie als Schlampe bezeichnet zu haben. Was aber eher unwahrscheinlich war.